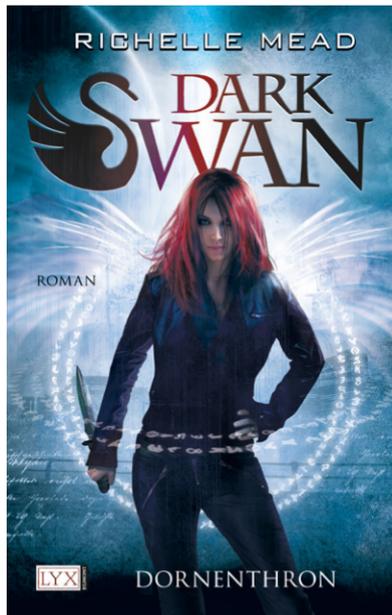




Unverkäufliche Leseprobe

Richelle Mead

Dark Swan 02: Dornenthron



368 Seiten

ISBN: 978-3-8025-8212-7

Mehr Informationen zu diesem Titel:

www.egmont-lyx.de

KAPITEL I

Traurige Tatsache: Zahlreiche Jugendliche wissen, wie man mit Messern und Schusswaffen umgeht.

Ich damals auch, aber anstatt kriminell zu werden, hatte ich mich zu einer Schamanin fürs Grobe ausbilden lassen. Während meine Freundinnen in der Disco und beim Football waren, hatte ich zusammen mit meinem Stiefvater Geister verbannt und Monster bezwungen. Das Gute daran war, dass ich nie Angst vor Straßenräubern oder sonstigen Angreifern haben musste. Das Blöde, dass es einem ganz schön die soziale Entwicklung versaut, so aufzuwachsen.

Ich war einfach nie wie die anderen. Ich hatte zwar ein paar Freundinnen, aber verglichen mit ihrer Welt war meine grausig hart und grausig tödlich. Ihre Dramen und Sorgen waren mir immer total belanglos vorgekommen, und ich hatte nie eine richtige Verbindung zu ihnen herstellen können. Jetzt, als Erwachsene, ging mir das mit Jugendlichen immer noch so, weil ich einfach keine vergleichbaren Erfahrungen hatte, auf die ich hätte zurückgreifen können.

Was meinen heutigen Auftrag umso schwieriger machte.

»Na komm, Polly«, säuselte die Mutter des Mädchens und lächelte mit mehr als vollen Lippen. Zu viel Collagen vermutlich. »Erzähl ihr von dem Gespenst.«

Polly Hall war dreizehn, trug aber genug Make-up, um mit einer vierzigjährigen Nutte mithalten zu können. Sie lümmelte auf einer Couch im perfekt eingerichteten Haus ihrer Eltern, kaute geräuschvoll Kaugummi und sah überall hin, nur nicht zu uns. Je länger ich sie mir ansah, desto mehr stand für mich fest, dass sie Probleme hatte. Probleme, die wahrscheinlich weniger mit übernatürlichen Einflüssen zu tun hatten als vielmehr damit, eine Mutter zu haben, die ihr den Namen Polly gegeben hatte und ihr erlaubte, Tangaslips zu tragen. Der

hüftbetonte Schnitt von Pollys Jeans hatte die unangenehme Nebenwirkung, dass ich besagten Tangaslip sehen konnte.

Nach einer Minute des Schweigens seufzte Mrs Hall laut. »Polly, Schatz, das haben wir doch besprochen. Wenn du uns nicht hilfst, können wir dir auch nicht helfen.«

Lächelnd ging ich vor der Couch in die Hocke, um dem Mädchen in die Augen sehen zu können. »Das ist in Ordnung«, sagte ich in der Hoffnung, dass ich mich ehrlich und verlässlich anhörte und nicht nach Frühstücksfernsehen. »Egal, was du mir erzählst, ich werde dir glauben. Wir finden eine Lösung dafür.«

Polly seufzte genauso laut wie ihre Mutter eben und wollte mich immer noch nicht ansehen. Sie erinnerte mich an meine labile Halbschwester im Teenageralter, die zurzeit spurlos verschwunden war und vorhatte, die Welt zu erobern. »Mom«, sagte sie, »kann ich jetzt in mein Zimmer?«

»Erst wenn du mit dieser netten Dame gesprochen hast.« Mrs Hall sah wieder zu mir und erklärte: »Wir hören nachts ständig komische Geräusche: Scheppern, Knallen, dumpfe Schläge. Sachen fallen ohne Grund um. Ich habe sogar ...« Sie zögerte. »Ich habe sogar irgendwas im Zimmer herumfliegen sehen. Aber immer nur, wenn Polly da ist. Was immer das für ein Gespenst ist, es scheint sie zu mögen ... oder von ihr besessen zu sein.«

Ich wandte meine Aufmerksamkeit wieder Polly zu, ihrer schlechten Laune und kaum verborgenen Verdrossenheit. »Beschäftigt dich etwas, Polly?«, fragte ich sanft. »Probleme in der Schule oder so? Probleme hier?«

Ihre blauen Augen huschten superkurz zu mir.

»Wie sieht es mit der Elektrik aus?« Das richtete ich an ihre Mutter. »Gibt es Kurzschlüsse? Stereoanlagen oder Haushaltsgeräte, die nicht richtig funktionieren?«

Mrs Hall blinzelte. »Woher wissen Sie das?«

Ich stand auf und bog meinen Körper wieder zurecht. Ich hatte in der vergangenen Nacht mit einem Geist gekämpft, und der war nicht sanft gewesen.

»Sie haben kein Gespenst. Sie haben einen Poltergeist.«

Die beiden starrten mich an.

»Ist das denn kein Gespenst?«, fragte Mrs Hall.

»Kein richtiges. Es handelt sich um eine Manifestation telekinetischer Kräfte, die oft durch Wut oder andere starke Emotionen während der Teenagerjahre hervorgebracht wird.« Da hatte ich den Frühstücksfernsehen-Tonfall vermieden, nur um jetzt in den Tonfall von Werbedokus zu verfallen.

»Ich ... Moment mal. Wollen Sie damit sagen, dass Polly das verursacht?«

»Ja, wenn auch nicht mit Absicht. In Fällen wie diesem schlägt die Person – Polly – um sich, ohne es selbst zu merken, und reagiert so ihre Gefühle ab. Sie wird ihre telekinetischen Kräfte wieder verlieren. Sie lassen nach, wenn sie älter wird und ein bisschen zur Ruhe kommt.«

Ihre Mutter war immer noch skeptisch. »Es sieht definitiv wie ein Gespenst aus.«

Ich zuckte mit den Achseln. »Sie können mir glauben. Ist nichts Neues für mich.«

»Und ... können Sie denn irgendetwas dagegen tun? Können *wir* etwas tun?«

»Eine Psychotherapie«, schlug ich vor. »Vielleicht kommen Sie mit einer Therapeutin da heraus.«

Ich gab Mrs Hall die Kontaktdaten einer Psychologin, die ich als fähig einschätzte. Was mein Honorar betraf, so berechnete ich ihr nur den Hausbesuch. Nachdem ich das Bargeld noch einmal durchgezählt hatte – Schecks nahm ich nie –, steckte ich es weg und ging zur Wohnzimmertür.

»Tut mir leid, dass ich Ihnen keine größere Hilfe war.«

»Nein, ich meine, das hat uns wohl schon geholfen. Es ist nur so merkwürdig.« Sie starrte ihre Tochter perplex an. »Sind Sie sicher, dass es kein Gespenst ist?«

»Definitiv. Das hier sind die klassischen Symp...«

Eine unsichtbare Kraft rammte mich und warf mich gegen die Wand. Ich schrie auf, stützte mich mit einer Hand ab und funkelte dieses kleine Miststück Polly böse an. Sie sah mich aus großen Augen an und schien genauso überrascht wie ich.

»Polly!«, rief Mrs Hall. »Das war's, junge Frau. Kein Telefonieren,

kein Chatten, kein ...« Ihr fiel die Kinnlade herunter, und sie starrte auf etwas am anderen Ende des Raums. »Was ist das?«

Ich folgte ihrem Blick zu dem großen hellblauen Umriss, der vor uns materialisierte.

»Tja, ähm«, sagte ich, »ein Gespenst.«

Es schoss mit einem scheußlichen Kreischn auf mich zu. Ich brüllte den beiden zu, in Deckung zu gehen, und riss eine Athame mit Silberklinge aus meinem Gürtel. Man könnte meinen, dass ein solcher Ritualdolch gegen Geistwesen nichts bringt, aber sie müssen feste Gestalt annehmen, wenn sie ernsthaften Schaden anrichten wollen. Und dann sind sie auch anfällig gegen Silber.

Bei diesem Gespenst handelte es sich um eine Frau – um ein Mädchen eher. Lange blonde Haare flossen hinter ihr wie ein Umhang, und ihre Augen waren groß und leer. Ob es an mangelnder Erfahrung lag oder einfach an ihrer Art – ihr Angriff erwies sich als angestrengt und unkoordiniert. Noch während sie meine Athame zu schmecken bekam und aufschrie, hatte ich mit der anderen Hand meinen edelsteingespickten Zauberstab gezogen.

Jetzt, wo das Überraschungsmoment vorbei war, konnte ich eine solche Verbannung im Schlaf. Ich sprach die übliche Formel, zapfte meine innere Stärke an und sandte meinen Geist über die Grenzen dieser Welt hinaus. Ich berührte die Tore der Unterwelt, schnappte mir das Gespenstermädchen und schickte es hinüber. Monster und Feine schickte ich meistens zurück in die Anderswelt, das Zwischenreich, in dem sie zu Hause waren. Ein Geistwesen musste noch weiter, ins Totenreich. Sie verschwand.

Mrs Hall und Polly starrten mich an. Doch auf einmal sprang das Mädchen auf – ihre erste Gefühlsregung – und blitzte mich wutentbrannt an.

»Sie haben gerade meine beste Freundin umgebracht!«

Ich öffnete den Mund und machte ihn wieder zu. Nichts, das ich hätte sagen können, wäre angemessen gewesen.

»Um Himmels willen, was redest du da?«, rief ihre Mutter.

Pollys Gesicht war wutverzerrt, ihre Augen glänzten von Tränen.

»Trixie. Sie war meine beste Freundin. Wir haben uns alles erzählt.«

»Trixie?«, fragten Mrs Hall und ich unisono.

»Ich fasse es nicht, dass Sie das gemacht haben. Sie war voll cool.« Traurigkeit schlich sich in ihre Stimme. »Ich wäre so gern mal mit ihr shoppen gegangen, aber sie konnte das Haus nicht verlassen. Darum hab ich ihr immer die *Vogue* und die *Glamour* mitgebracht.«

Ich drehte mich zu Mrs Hall um. »Mein Rat von vorhin gilt immer noch. Therapie. Und nicht zu knapp.«

Dann machte ich mich auf den Heimweg und fragte mich zum hundertsten Mal, warum ich mir den Beruf einer Schamanin ausgesucht hatte. Es gab doch bestimmt auch weniger stressige Branchen, in denen man sich nicht mit finsternen übernatürlichen Wesen herum-schlagen musste. Buchhaltung. Werbung. Verbrechensbekämpfung. Na ja, Letzteres vielleicht nicht.

Ungefähr eine Stunde später war ich zu Hause und wurde gleich hinter der Tür von zwei mittelgroßen Hunden angefallen. Es waren Straßenkötter, der eine völlig schwarz und der andere völlig weiß. Sie hießen Yin und Yang, aber ich konnte mir nie merken, welcher wer war.

»Aus!«, befahl ich, während sie mich beschnupperten und wild mit dem Schwanz wedelten. Der weiße versuchte, mir die Hand abzulecken. Ich drängte mich an ihnen vorbei in die Küche und stolperte beinahe über eine getigerte Katze, die platt in einem Flecken Sonne lag. Fluchend warf ich meinen Rucksack auf den Küchentisch. »Tim? Bist du da?«

Mein Mitbewohner, Tim Warkoski, steckte den Kopf in die Küche. Er trug ein T-Shirt, auf dem vor einem Schattenriss von amerikanischen Ureinwohnern stand: *Heimatschutz – seit 1492 im Kampf gegen den Terrorismus*. Ganz schön feinsinnig, aber die Wirkung ging ein bisschen verloren, weil Tim in Wirklichkeit gar kein Indianer war. Er spielte bloß manchmal einen im Fernsehen beziehungsweise in hiesigen Kneipen und Touristenkreisen und nutzte seine gebräunte Haut und die schwarzen Haare dazu, seine polnische Abstammung hinter sich zu lassen. Das hatte ihm einigen Ärger mit den Stämmen hier in der Gegend eingebracht.

Eine Mülltüte in der einen Hand und eine kleine Schaufel in der anderen, bedachte er mich mit einem finsternen Blick. »Weißt du eigentlich, wie viele beschissene Katzenklos ich heute saubermachen musste?«

Ich goss mir ein Glas Milch ein und setzte mich an den Tisch.
»Kiyō meint, wir brauchen eines für jede Katze und dann noch eins zusätzlich.«

»Ja klar, zählen kann ich, Eugenie. Das macht sechs Klos. Sechs Klos auf hundertfünfzig Quadratmetern Wohnfläche. Denkst du, dein fauler Freund taucht irgendwann noch mal auf und hilft uns dabei?«

Ich rutschte unbehaglich herum. Das war eine gute Frage. Nachdem wir uns drei Monate lang entweder in Tucson oder in Phoenix getroffen hatten, hatte mein Freund Kiyō beschlossen, sich die andert-halb Stunden Pendeln zu ersparen und hier eine Stelle anzunehmen. Wir hatten ein langes Gespräch darüber gehabt und waren zu dem Schluss gekommen, dass wir weit genug waren, dass er einfach bei mir einziehen konnte. Unglücklicherweise war mit Kiyō auch seine Menagerie eingezogen: fünf Katzen und zwei Hunde. Das war eine der Kehrseiten, wenn man mit einem Tierarzt zusammen war. Er musste jedes Tier bei sich aufnehmen, das ihm über den Weg lief. Welche Katze wie hieß, konnte ich mir ebenso wenig merken wie bei den Hunden. Vier waren nach den Reitern der Apokalypse benannt, und das Einzige, was ich noch wusste, war, dass Hunger ironischerweise um die fünfzehn Kilo wog.

Zu allem Überfluss war Kiyō auch noch ein Fuchs – sowohl bildlich gesprochen als auch wortwörtlich. Seine Mutter war ein Kitsune, ein japanischer Fuchsgeist. Er hatte ihre sämtlichen Eigenschaften geerbt, darunter eine unglaubliche Stärke und Schnelligkeit sowie die Fähigkeit, sich in einen richtigen Fuchs zu verwandeln. Was zur Folge hatte, dass er regelmäßig den »Ruf der Natur« verspürte und sich danach sehnte, in seiner tierischen Gestalt herumzustrolchen. Da er gerade zwischen zwei Jobs war, hatte er sich allein zu einer Art Fahrt ins Blaue aufgemacht. Ich akzeptierte es, aber nach einer Woche ohne ihn wurde ich langsam unruhig.

»Er kommt bald zurück«, sagte ich vage, ohne Tim anzusehen.
»Abgesehen davon brauchst du ja keinen Haushalt mehr zu machen, wenn du stattdessen lieber Miete zahlen willst.« So lautete unsere Abmachung. Freies Wohnen gegen Putzen und Kochen.

Er ließ sich nicht einschüchtern. »Deine Kriterien in Sachen Männer sind fragwürdig. Das ist dir hoffentlich klar.«

Darüber machte ich mir eigentlich lieber keine Gedanken. Ich ließ ihn stehen und ging in mein Zimmer, wo ich Trost bei einem Puzzle mit einer Fotografie von Zürich suchte. Es lag auf meinem Tisch, genau wie eine der Katzen. Ich glaube, es war Schnurrli, der nichtapokalyptische Kater. Ich scheuchte ihn von dem Puzzle runter. Er nahm die Hälfte der Teile mit.

»Scheißvieh!«, fluchte ich.

Liebe, entschied ich, war hart. Sicher, ich war schlecht drauf, aber zum Teil beruhten meine Sorgen in Sachen Kiyoo auch auf der Tatsache, dass er seine Auszeit in der Anderswelt unter anderem mit seiner Ex-Freundin verbrachte, die zufälligerweise eine umwerfend schöne Feenkönigin war. Feen, Elfen, Glanzvolle – Wie immer man sie nennen wollte, sie waren die hochgewachsenen, langlebigen Herrscher der Anderswelt. Die meisten Schamanen bezeichneten sie wie ich als Feine, ein Wort aus der mittelalterlichen Dichtung. Maiwenn, Kiyos Ex, war im neunten Monat schwanger, und obwohl sie nicht mehr zusammen waren, hatte er immer noch an ihrem Leben teil.

Ich seufzte. Vielleicht hatte Tim ja recht, was meinen fragwürdigen Geschmack in Sachen Männer betraf.

Der Abend verging. Ich vervollständigte das Puzzle bei Def Leopard auf voller Lautstärke und kam langsam wieder besser drauf. Ich machte die Musik gerade aus, als Tim rief: »Hey, Eug! Kujo ist da!«

Atemlos lief ich zur Tür meines Zimmers und riss sie auf. Ein Rotfuchs von der Größe eines Wolfes trottete den Flur herunter auf mich zu. Erleichterung durchströmte mich, und ich spürte, wie mir die Brust weit wurde, als ich ihn reinließ und zusah, wie er rastlos seine Kreise drehte.

»Wird aber auch Zeit«, sagte ich.

Er hatte ein geschmeidiges orangefarbenes Fell und einen flauschigen Schwanz mit einer weißen Spitze. Seine Augen waren gelb und zeigten manchmal ein sehr menschliches Funkeln. Heute Abend war nichts dergleichen zu sehen. Eine absolut tierische Wachsamkeit lag in ihnen, und mir wurde klar, dass es eine Weile dauern würde, bis er sich wieder zurückverwandelte. Er besaß die Fähigkeit, sich in alle möglichen Füchse zu verwandeln, von einem kleinen, normal großen Rotfuchs bis hin zu der kraftvollen Gestalt vor mir. Wenn er eine Zeit lang in dieser

großen Form verbracht hatte, brauchte es mehr Zeit und Mühe, sich wieder in einen Menschen zu verwandeln.

Weil ich trotzdem hoffte, dass er sich bald verwandeln würde, schüttete ich ein anderes Puzzle auf meinem Schreibtisch aus und vertrieb mir damit die Wartezeit. Zwei Stunden später hatte sich nichts geändert. Er rollte sich in einer Ecke zusammen, zu einer richtig festen Kugel. Sein Blick ruhte weiter auf mir. Hundemüde gab ich auf und zog ein rotes Nachthemd an. Ich machte das Licht aus, schlüpfte endlich ins Bett und schlief zur Abwechslung mal prompt ein.

Ich träumte von der Anderswelt, genauer gesagt, von einem Teil davon, der frappierende Ähnlichkeit mit Tucson und der umliegenden Sonora-Wüste besaß. Nur dass die Anderswelt-Version besser war. Ein beinahe himmlisches Tucson mit einem Meer von blühenden Kakteen unter einem strahlend blauen Himmel. Diesen Traum kannte ich schon, und oft wachte ich am Morgen voller Sehnsucht nach diesem Land auf. Ich gab mir alle Mühe, den Impuls zu ignorieren.

Ein paar Stunden später wurde ich geweckt. Ein warmer, muskulöser Körper war zu mir ins Bett geschlüpft und presste sich von hinten an mich. Starke Arme legten sich um meine Taille, und Kiyos dunkler, moschusartiger Geruch hüllte mich ein. Bei seiner Berührung verflüssigte sich etwas in mir und wurde heiß. Grob drehte er mich zu sich herum. Seine Lippen verschlangen die meinen in einem heftigen Kuss, der von Intensität und Verlangen brannte.

»Eugenie«, grollte er, als er lange genug innehielt, um seine Lippen von den meinen zurückzuziehen – ein paar Millimeter nur. »Du hast mir gefehlt. Oh Gott, wie du mir gefehlt hast. Ich brauche dich.«

Wieder küsste er mich und verdeutlichte mit seinen fordernden Händen, wie sehr er mich brauchte. Auch ich ließ meine Hände seine nackte Haut entlangwandern, und ihre samtige Vollkommenheit turnte mich an. Heute Nacht gab es keine Zärtlichkeit zwischen uns, nur wilde Leidenschaft, als er sich auf mich rollte und mit einer Bedürftigkeit in mich eindrang, die ebenso sehr von animalischem Instinkt wie von Liebe befeuert wurde. Er hatte zwar seine menschliche Gestalt wiedererlangt, wurde mir klar, aber noch nicht ganz seine menschlichen Sinne.

Als ich am Morgen erwachte, lag ich allein im Bett. Kiyo stieg

gerade in seine Jeans und sah zu mir herüber, als besäße er einen sechsten Sinn dafür, dass ich wach war. Ich rollte mich auf die Seite. Die Laken glitten über meine nackte Haut. Ich sah ihn mit träger, befriedigter Schläfrigkeit an, genoss den Anblick seines Körpers und seines attraktiven Gesichts, das er seiner japanischen und spanischen Herkunft verdankte. Sein sonnengebräunter Körper und die schwarzen Haare standen in krassem Kontrast zu der hellen Haut und den rötlichen Haaren, die mir meine nordeuropäischen Vorfahren mitgegeben hatten.

»Gehst du schon wieder?«, fragte ich. Mein Herz, das gestern bei seinem Anblick einen Satz gemacht hatte, krampfte sich zusammen.

»Ich muss.« Er zog sein dunkelgrünes T-Shirt zurecht und fuhr sich unbewusst durch die kinnlangen Haare. »Das weißt du doch.«

»Klar musst du.« Es klang schärfer als beabsichtigt. »Was denn sonst.«

Seine Augen wurden schmal. »Bitte fang jetzt nicht damit an«, sagte er leise. »Ich kann mich doch da nicht rausziehen.«

»Tut mir leid. Ist eben nicht gerade die reine Freude, wenn eine andere Frau ein Kind von dir bekommt.«

Rums, da war es auf dem Tisch. Das Thema, das die ganze Zeit über uns gehangen hatte.

Er setzte sich neben mich auf das Bett, seine dunklen Augen blickten ernst und ruhig. »Na ja, ich freue mich aber. Und ich fände es echt schön, wenn du mich dabei unterstützen und dich mitfreuen könntest.«

Aufgewühlt sah ich weg. »Ich freue mich für dich. Ich möchte, dass du glücklich bist ... es ist nur ... na ja, es ist hart.«

»Ich weiß.« Er beugte sich über mich, legte mir eine Hand in den Nacken und schlang seine Finger in mein Haar.

»Du hast in der letzten Woche mehr Zeit mit ihr als mit mir verbracht.«

»Das war auch nötig. Es ist bald so weit.«

»Ich weiß«, sagte ich. Mir war klar, dass meine Eifersucht ungerechtfertigt war. Armselig sogar. Ich wollte seine Freude darüber, dass er Vater wurde, gern teilen, aber irgendetwas in mir verhinderte das.

»Eugenie, du bist die Frau, die ich liebe. Das ist alles, was zählt.«

»Sie liebst du auch.«

»Ja, aber nicht auf dieselbe Weise wie dich.«

Er küsste mich mit einer Zärtlichkeit, die ganz anders war als die Wildheit der vergangenen Nacht. Ich ließ mich gegen ihn sinken. Der Kuss wurde drängender, füllte sich mit Leidenschaft. Schließlich entzog sich Kiyō mir, was ihm schwerfiel. Ich konnte das Verlangen in seinen Augen sehen. Er wollte wieder Sex haben. Was wohl etwas über meine weiblichen Reize aussagte.

Sein Verantwortungsgefühl gewann die Oberhand; er straffte die Schultern und stand auf. Ich blieb, wo ich war.

»Sehen wir uns dann drüben?«, fragte er mit ruhiger, neutraler Stimme.

Ich seufzte. »Klar. Ich komme.«

Er lächelte. »Danke. Das bedeutet mir viel.«

Ich nickte.

Er ging zur Tür und sah zu mir zurück. »Ich liebe dich.« Die Hitze in seiner Stimme sagte mir, dass er es ernst meinte. Ich erwiderte sein Lächeln.

»Ich liebe dich auch.«

Dann war er weg. Ich wickelte mich fester in die Laken und machte keine Anstalten aufzustehen. Leider konnte ich nicht den ganzen Tag im Bett bleiben. Heute verlangte anderes meine Aufmerksamkeit – zum Beispiel mein Versprechen gegenüber Kiyō. Eine Reise in die Anderswelt lag vor mir, und sie würde mich in ein Königreich führen, das ich geerbt hatte, ohne es zu wollen. Maiwenn war nämlich nicht die einzige Königin der Anderswelt in Kiyōs Leben.

Aber erstaunlicherweise hatte ich heute mit meiner dortigen Rolle weniger ein Problem. Die war leicht im Vergleich zu dem, was mir sonst noch bevorstand.

Ich war zu einer Babyparty der Feinen eingeladen.